

# Das Wohnheim "Sternbild" : ein Einsatz, der Sinn macht

Autor(en): **Johner Bärtschi, Eva**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Fachzeitschrift Heim**

Band (Jahr): **68 (1997)**

Heft 3

PDF erstellt am: **10.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-812311>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Das Wohnheim «Sternbild»

# EIN EINSATZ, DER SINN MACHT

Von Eva Johner Bärtschi

Nach wenigen Schritten stehe ich, vom Bahnhof Brugg herkommend, auf dem Areal der Psychiatrischen Klinik des Kantons Aargau, Königsfelden. «Vorbei am Tiergehege, danach zweites Haus links, ein Neubau, grau-blau, das ist das Wohnheim ‚Sternbild‘», so lautete die Beschreibung, die mir *Christina Horisberger-Affentranger*, Heimleiterin, mit auf den Weg gegeben hatte. Es ist nicht zu verpassen. Acht Wohneinheiten, zusammengefasst in zwei parallelliegenden Häusern, umschliessen mit einem Gemeinschaftspavillon einen grünen Innenhof mit Baumgruppe. Gegen vorne wird der Innenhof durch einen überdachten Korridor, Gitterwänden und Sitzgelegenheiten abgegrenzt. Es ist ein feucht-kalter Februarmorgen, Regen kündigt sich an, der Wind wirbelt Blätter umher, die sich im zurückversetzten Eingang sammeln.

## Neue Heimat

Empfangen werde ich von *Ursula Feldmann*, der Hausdienstleiterin. Sie informiert mich kurz über die Entstehungsgeschichte des Hauses und zeigt mir Wohnräume und Ateliers. Im August vergangenen Jahres war das Wohnheim fertiggestellt worden, die ersten 12 Bewohner zogen ein. Es sind Menschen mit geistiger Behinderung und schwierigem Verhalten, die vorher zum Teil jahrzehntelang in den angrenzenden Gebäuden der psychiatrischen Klinik gelebt hatten, die nun Unterkunft und Heimat im Wohnheim «Sternbild» finden. Es bietet Platz für 48 Bewohnerinnen und Bewohner; bis jetzt sind fünf Gruppen (à 6 Personen) besetzt, zwei werden bis August dieses Jahres noch eröffnet werden. In der letzten Wohngruppe sollen auch Behinderte von ausserhalb aufgenommen werden, um eine bessere Durchmischung zu erreichen.

## Die grosse Wende

Zu Besuch auf der Wohngruppe 1. Wir treten in einen grossen, hellen Raum, Wohnzimmer und Küche in einem; durch Flügelfenster ist der zu jeder Gruppe gehörige, individuelle Garten-sitzplatz zu erreichen. Eine Treppe, er-

hellert durch Oberlichter, führt in den ersten Stock, wo sich zwei Einer- und zwei Zweierzimmer samt sanitären Einrichtungen – Duschen, Bad – befinden. Im Wohnzimmer sitzen zwei Männer und zwei Frauen, davon eine Betreuerin, gerade am Z’Nüni; auch wir werden zu einem Kaffee eingeladen. Eine Polstersitzgruppe in der Ecke, Bilder an den Wänden, Pflanzen, nichts, was sich von einer gewöhnlichen Wohnzeugsausstattung unterscheiden würde. Höchstens, dass ein Sofa-Tischchen fehlt – aber das ist nun nicht unbedingt etwas, was mich stört. «Ja, ein Sofa-Tisch, das geht noch nicht», meint Frau Raab, die Betreuerin, als hätte sie meine Gedanken erraten, «aber die Bilder bleiben jetzt wenigstens an den Wänden. Auch die Pflanzen überleben.» Es war ein langer Prozess in vielen, vielen kleinen Schritten, bisweilen mehr rückwärts als nach vorne, bis sich die heutige Situation präsentieren konnte. *Der Umzug war ein Schock für die Bewohnerinnen und Bewohner, auf den sie teilweise mit Aggressionen und enormen zerstörerischen Kräften reagierten.* Sie hatten ihr Leben zum grössten Teil in Klinikstrukturen und Klinikrhythmen verbracht – ohne Raum für ihre individuellen Bedürfnisse, ohne sinnerfüllte Alltagsgestaltung, als Kranke, als Patienten in medizinischer Hinsicht sicher

bestens betreut. *Aber individuell – so individuell Menschen eben sind! – sind ihre Bedürfnisse.* Neben ganz «normal» ausgestatteten, wohnlichen Zimmern darf ich auch in ein Einerzimmer schauen, das ausser einem festgeschraubtem Bett und einem Schrank keinerlei Einrichtungsgegenstände enthält, in dem alle Plastikinstallationen mit Metallabdeckungen versehen werden mussten. Dennoch: Der Besitzer dieses Zimmers hat in jeder Hinsicht riesige Fortschritte gemacht, wie Hausdienstleiterin und Betreuerin übereinstimmend erzählen. Auch für sie, die beide lange Jahre in Behinderteninstitutionen gearbeitet hatten, war es ein Schock, zu sehen, wie ihre behinderten Bewohner bisher gelebt hatten; es war eine fast übermenschliche Aufgabe, aus dem Nichts heraus eine lebensfähige Wohngruppe mit so intensiv behinderten Menschen und neuem Personal zu formen. Ihre Freude über das, was bis heute erreicht werden konnte, auch wenn es nach aussen noch wenig scheinen mag, ist unverkennbar.

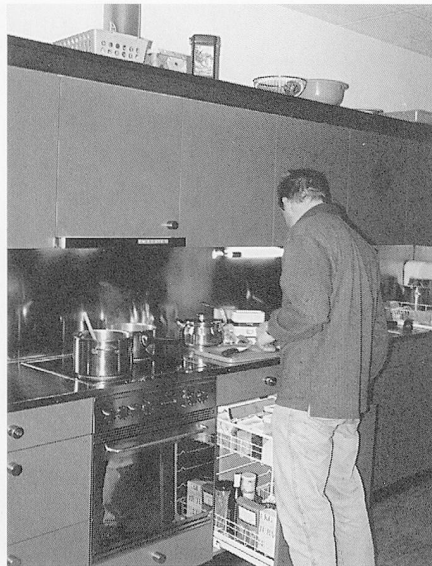
## Lebensqualität erhöhen

Die Grundlage der praktischen Arbeit im Heim beruht auf einem Menschenbild, das versucht, Gleichheit und Würde aller Menschen in ganzer Konse-



Das Wohnheim «Sternbild» auf dem Areal der Psychiatrischen Klinik Königsfelden.

Foto Brigitte Lattmann, Aarau



Wohnen im «Sternbild»: Blick aus dem Wohnzimmer; in der Küche dampft es; präzises Arbeiten mit Perlen.

quenz auch für den behinderten Bewohner im Heim gültig werden zu lassen. Ausserdem wird davon ausgegangen, dass jeder Mensch die Fähigkeit hat, ein Leben lang zu lernen. Deshalb wird im «Sternbild» nach dem Normalisierungsprinzip gearbeitet, man versucht, auf den Fähigkeiten (Ressourcen) aufzubauen; nicht durch Therapien, sondern durch *gemeinsame Alltagsgestaltung*, durch *ganzheitliche Betreuung* und *Begleitung des einzelnen Bewohners* wird das Ziel angestrebt, das folgendermassen beschrieben wird: *«Das Ziel ist, eine optimale Selbständigkeit während seines ganzen Lebens anzustreben und somit seine persönliche Lebensqualität zu erhöhen. Es soll ihm im Alltag ermöglicht werden an der Vielfalt des Lebens aktiv teilzunehmen, soweit es mit den individuellen Voraussetzungen vereinbart werden kann.»*

Konkret heisst das: Tagsüber arbeiten drei Bewohner der Gruppe 1 in den Ateliers. Drei bleiben auf der Gruppe, wo die Betreuerin mit ihnen, soweit möglich, das Essen zubereitet, abwäscht, putzt. Auch Menüplanung und Einkaufen sollen möglichst selbständig erledigt werden, was im Augenblick nur auf einer Gruppe der Fall ist. Abend- und Morgenessen werden auf der Gruppe eingenommen; eine Nachtwache und ein Pikettdienst für beide Häuser decken Bedürfnisse und Notfälle in der Nacht ab. Ein Kugelbad zum spielerischen Abbau von Aggressionen und ein Snoezeln-Raum mit einem Musik-Wasser-Bett und Wasser-Licht-Säulen, der zur Entspannung und Beruhigung dient, sind in Planung und werden noch in diesem Jahr der Freizeitgestaltung und dem therapeutischen Anspruch der ganzheitlichen Betreuung und Förderung Rechnung tragen.

### Sinnstiftende Beschäftigung

Ein Blick ins Atelier unter der Anleitung einer Betreuerin und eines Betreuers sind sieben Männer und Frauen an der Arbeit. Einer malt mit Wachscreiden; ein anderer darf mit Hammer und Meissel abstrakte geometrische Figuren in eine flachgewalzte Blechdose stanzen – diese wird später zu einer Karte verarbeitet. Die übrigen ziehen Perlen auf – für Halsketten, wie ich sie mir schon seit langem wünsche: Einzelne Stränge, zusammengefasst in dicke, farblich abgestimmte Bündel. Auch Seifenkugeln sind schon entstanden, abgepackt in Schachteln mit Duftblüten, neu wird auch mit Ton gearbeitet. Zwischendurch kommen auch Industrieaufträge herein. Im anderen Atelier ist heute Teamarbeit angesagt: zu dritt werden Zeitungspapierfötzel bekleistert und über ein Drahtgestell geklebt: Masken, Blumen, Fische entstehen so unter kundigen Händen. Auch der Kräutergarten in der Winterruhe wird im Frühjahr wieder Ansprüche stellen! Die Produkte werden vorläufig noch im Heim zum Verkauf angeboten, später ist eine Ausweitung auf lokale Verkaufsstellen oder gar ein Märktstand geplant. Den Behinderten wird eine Entschädigung für ihre Arbeit ausgerichtet.

Ursula Feldmann führt mich in den grossen Gemeinschaftsraum im Pavillon, wo sämtliche Ateliermitarbeiterinnen ihr Mittagessen einnehmen und wo gemeinsame Anlässe stattfinden. Zweimal pro Woche wird im Atelier selbst gekocht, dreimal wird die Mittag Mahlzeit von der Klinikküche geliefert. Hier fand auch die Weihnachtsfeier statt – mit echten brennenden Kerzen am geschmückten Baum! Es sei sehr schwierig gewesen, das zu realisie-

ren (das Sicherheitsdenken!), aber trotz aller Warnungen hätten sie eine sehr schöne Feier erlebt.

### Entflechtung von Klinik und Wohnheim

Damit spricht sie eine Problematik an, die auch im Gespräch mit der Heimleiterin, Christina Horisberger, deutlich zum Ausdruck kommt. Schon vor über zehn Jahren plante die Psychiatrische Klinik Königsfelden eine neue, separate Abteilung für geistig Behinderte im Rahmen eines umfassenden Neubaus der Klinik. Diese Pläne wurden dann sistiert; als im Rahmen der Enthospitalisierungsbewegung eine Lösung für das Problem der geistig behinderten Menschen in psychiatrischen Kliniken gefordert wurde, wurde der alte Plan wieder aus der Schublade gezogen. 1987 wurde der Neubau auf Klinikareal genehmigt. Dabei wurde stark vom Klinikbetrieb her gedacht – lange Gänge beispielsweise, auf die mich Ursula Feldmann schon bei der Besichtigung hingewiesen hatte, zeugen noch heute davon. Lösungen wie in Basel, wo geistig Behinderte aus der Psychiatrischen Universitätsklinik herausgenommen und in eigens dafür eingerichtete Wohnheime in verschiedenen Stadtquartieren untergebracht wurden, sind gar nie in Erwägung gezogen worden. Trotz *Interventionen von Eltern*, von der *Fachstelle «Lebensräume für geistig behinderte Menschen mit schwierigem Verhalten»* und vom *Bundesamt für Sozialversicherungen (BSV)*, welches für die Gewährung von Beiträgen seit 1992 die Entflechtung von Wohnheimen und psychiatrischen Kliniken fordert, waren im September 1995, als Christina Horisberger zeitweilig mit der Arbeit be-

gann, viele Einrichtungen von *bürokratisch-realtätsfernem Denken und nicht von der Alltagswirklichkeit der Behinderten* geprägt. Beispiele:

- *Lichtrufanlage und elektronische Sonnenstoren*, beides nicht zu gebrauchen von den behinderten Heimbewohnern;
- *Duschen in jedem Zimmer*, die nun zum Teil unausgebaut als Stauraum verwendet werden, weil selbständiges Duschen für die meisten Bewohner ein Ding der Unmöglichkeit ist. Dafür ist nun nachträglich auf jeder Wohngruppe eine Badewanne installiert worden.
- *Designer-Möbel*, alle gleich, waren schon ausgewählt; im letzten Augenblick hat Christina Horisberger individuelle Ausstattungen und Mitsprache (wo möglich) der Bewohner durchsetzen können.
- *Geplante Aufenthaltsräume für das Personal wurden in Ateliers umgewandelt*; ein Zimmer dient als Büro für die Heimleitung, ein solches war ursprünglich gar nicht vorgesehen (ebensowenig wie ein eigenes Sekretariat), weil man davon ausging, dass dieses sich im zentralen Verwaltungsgebäude der Klinik befinden würde. Es fehlte, so Frau Horisberger, überhaupt ein Konzept, wie dieses Wohnheim betrieben werden sollte.

**Enthospitalisierung darf kein Schlagwort bleiben!**

Es brauchte viel Durchsetzungsvermögen, um die Trennung von der Klinik sowohl in materieller als auch ideeller Hinsicht voranzubringen. Noch heute

stösst man oft auf Unverständnis, werden Neuerungen, beispielsweise im Hausdienst oder im Wäschereibereich, kopfschüttelnd zur Kenntnis genommen. Christina Horisberger lässt sich nicht beirren, und sie weiss sich darin auch unterstützt vom BSV: *«Man muss aufpassen, dass Enthospitalisierung nicht nur ein Schlagwort bleibt. In diesem Sinn ist ein Wohnheim auf Klinikareal nicht eine ideale Situation. Doch auch wenn das Heim heute als Fremdkörper auf dem Areal empfunden wird, wir sind auf dem guten Weg zu einer konstruktiven Zusammenarbeit, besonders auf der Leitungsebene.»* Ein Hausarzt ist in Zusammenarbeit mit dem Klinikopsychiater für die Heimbewohner zuständig; die Klinik interveniert in Krisen, aber nachher kehren die Bewohner ins Heim zurück. Es braucht die Medizin und die Psychiatrie, das ist für Christina Horisberger klar, und viele Bewohner und Bewohnerinnen brauchen nach wie vor Medikamente, auch wenn langfristig auf einen Abbau hingearbeitet werden soll. Der Auftrag des *«Sternbild»* aber ist der *soziale und der pädagogische Auftrag: Wohnen und leben kommen vor Pflege* – das Heim soll für die Betreuten ein Zuhause werden. Christina Horisberger möchte aus dem *«Sternbild»* bald ein *«ganz gewöhnliches Heim»* machen, und dazu braucht es mehr Durchmischung – sie wehrt sich dagegen, dass sowohl die Klinik als auch die übrigen Behindertenheime des Kantons Aargau ihr die geistig behinderten Menschen mit besonders schwierigem Verhalten *«zuschieben»* möchten. Unterdessen haben sich verschiedene Heimleiter und Heimleiterinnen zusammengeschlossen und versuchen, für dieses Problem auf freiwilliger Basis zu individuellen Lösungen zu ge-

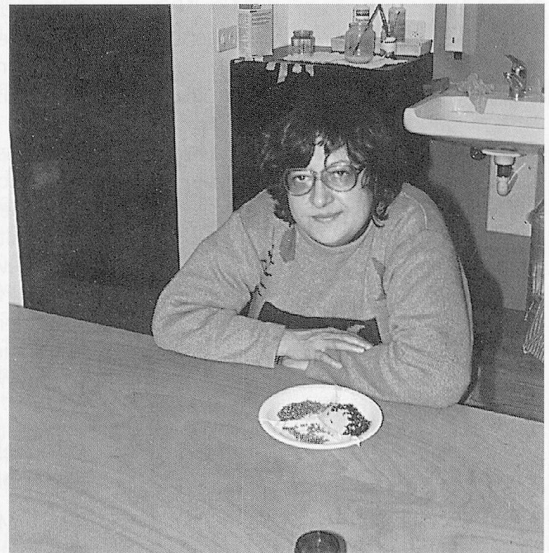
langen, wobei ausdrücklich der regionale Aspekt berücksichtigt werden soll: geistig behinderte Menschen sollen, wenn möglich, in ihrer Herkunftsregion verbleiben können. Allerdings ist dies ein weit weniger verbindliches Modell als der Verbund, der im November letzten Jahres im Zürcher Oberland gegründet worden ist (siehe Fachzeitschrift Heim, Januar 97).

**Ein schwieriger Anfang – und trotzdem!**

Flexibilität, Individualität, Engagement: Das sind wichtige Stichworte in der Arbeit von Christina Horisberger und ihren Mitarbeiterinnen. Ihre Heimbewohner sind Menschen mit schwierigem und auffälligem Verhalten, sie können sich oft nicht verbal ausdrücken, haben eine kleine Frustrationstoleranz. Was darf man von jemandem verlangen, wie lässt sich ein Verhalten deuten? Im Atelier beginnt ein Mann plötzlich von *«Fürabe»* und von *«Freizyt»* zu sprechen, zuerst leise, dann etwas lauter; ein Mitarbeiter tritt hinzu, schaut sich seine Arbeit an, ermuntert ihn – lenkt ab, wie ich später erfahre. Diese Worte sind Anzeichen, dass er *«ausrastet»* – es habe einige Zeit gebraucht, bis man den Zusammenhang gemerkt habe! Es war ein schwieriger Anfang, und fast untragbar wurde die Situation, als Christina Horisberger bei einem Autounfall wenige Wochen nach der Eröffnung schwer verletzt wurde. *«Wir fühlten uns wie eine junge Pflanze, der alles Erdrich weggespült wurde»*, so Ursula Feldmann, und nur mit grösstem Einsatz aller Kräfte war die Lage zu meistern. Trotzdem, darin sind sich beide Frauen einig: Es ist ein Einsatz, der Sinn macht. ■



Im Werkraum: Spass und Vergnügen gehören auch zur Arbeit.



Fotos Eva Johner Bärtschi